

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 14 (1934-1935)
Heft: 10

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

litischen Spaßvögel werden uns nun wieder versichern, die deutsche Sozialdemokratie sei ein ganz besonders vortreffliches Wesen und auf alle Fälle jeder völkischen Partei vorzuziehen, sodaß sich ihr anzuschließen immer ein Verdienst sei. In der Schweiz freilich ist Sozialist zu sein eine Verirrung, von der sich Herr Barth frei zu halten wissen werde, wenn es gelingt, ihn hier auf ein theologisches Ratheder zu bringen. Damit ist — handgreiflich — der oben hervorgehobene Widerspruch nicht beseitigt: solche Schlaumeier-Weisheit muß nach Herrn Barth's großer sittlicher Strenge in die unterste Hölle verbannt werden, und ihm ein offener Bösewicht hundertmal lieber sein, als welcher sich ihm empfiehlt

Nem o.

Aus Zeit und Streit

Zum Verständnis für die „National-Zeitung“

Kann vielleicht manchem Schweizer der Nachruf dienen, den Emil Ludwig in Nr. 54 der „Nationalzeitung“ seinem Freund Dr. Ludwig Bauer gewidmet hat, dem langjährigen treuen Mitarbeiter der „Nationalzeitung“, dessen Leitartikel mit dem Doppelkreuz der Zeitung wesentlich das Gepräge gaben. Emil Ludwig schreibt u. a.:

„Die Neigung seines Herzens lag ganz und gar bei Frankreich; hier war er sogar zuweilen geneigt, manches zu entschuldigen, was nicht ganz in sein Weltbild paßte.“ — „... und die kleine Tafel, die in seinem Wohnzimmer hing und seinem übernationalen Wesen widersprach, drückte eine zärtliche Schwäche aus, die er mit einem Lächeln zu entschuldigen suchte.“

Wir wollen Emil Ludwig dankbar sein, daß er so offen zugegeben hat, wes Geistes Kind der aus Österreich stammende Israelit Ludwig Bauer war und wes Geistes Kind auch die Leitartikel mit dem Doppelkreuz in der „Nationalzeitung“. Ob diese Qualifikation eines Mitarbeiters ein Ruhmestitel sei für eine schweizerische Zeitung, wagen wir zu bezweifeln. Aber man versteht jetzt manches besser bei der „Nationalzeitung“. Daneben aber ist der Nachruf auf Ludwig Bauer auch charakteristisch für Emil Ludwig, von dem man nur nicht recht begreift, warum er sich ausgerechnet das schweizerische Bürgerrecht zugelegt hat und nicht ein anderes.

Bücher Rundschau

Aus Lucy's Bücherreihe. — Deutsche in der Schweiz.

G. Kellers Schilderung der Lieblingswerke seiner feinen, gescheiten Buch im „Sinngedicht“ läßt einem das Wasser im Mund zusammenlaufen. Heute würde ihre Neigung für Lebensbeschreibungen und Briefsammlungen nicht auffallen. Denn die Freude an Biographien erlebt eine Wiedergeburt. Freilich pflegen die Eigenberichte von Lebensmeistern oder Leidensschülern seltener gelesen zu werden als die Mode gewordenen biographischen Romane, die von ihren Helden oft allzu viel wissen. Drei Bücher der wertvollen Art liegen vor uns: eine Auto-

biographie, eine aus bisher unbekannten Quellen schöpfende Lebensschilderung und ein Briefwechsel. Aus ihrem Reichtum seien hier einige Seiten herausgegriffen, die uns Deutsche in der Schweiz zeigen.

Karl Bernhard Lehmann: „Frohe Lebensarbeit“. J. F. Lehmanns Verlag, München. Geh. Mf. 4.50, Lwd. Mf. 6.

Der große Hygieniker und Naturforscher erzählt anspruchslos, was er erlebte und wirkte. Errungenschaften, die wir allzu leicht als selbstverständlich voraussehen, erstehen hier vor unsern

Augen; in das so wichtige, weitverzweigte Gebiet der Gewerbehygiene und Bakteriologie erhalten wir Einblick. Es ist da von Bakterien die Rede, von Brot und Fleisch, von giftigen Gasen, Bleifarben und Aluminium, von Flüssverunreinigung und Abwässern, Linoleum und Quecksilber, Tee, Kaffee, Tabak, von Saccharin und Teerfarben, von Mörtel, Staub und Hautkrankheiten. Über alle diese Stichworte und noch viele andere weiß Lehmann Wissenswertes in so ansprechender Form mitzuteilen, daß ihm Feder und Zede mit wahrer Spannung folgt. Er ist auch Botaniker und Zoologe; jedem Sammler lacht das Herz im Leibe, wenn er Lehmanns Ausbeute an seltenen Pflanzen, Hummeln, Käfern sieht oder ihn auf seinen Reisen begleitet. Eine Menge lieber Namen taucht da auf. Mit unserem Professor Nikli besucht Lehmann die Kanarischen Inseln und den Pic von Teneriffa. Schröter, Rübel, Seelig waren dabei. In dem ganzen Lebensbuch wimmelt es von Schweizer Namen: G. Keller, Hägi, Fick, Chodat, Christ, Hermann Escher, Forel, Bleuler, Krönlein, Horner, Cloetta, Oskar Wyss, Wölfflin begegnen uns, und stets weiß Lehmann von ihnen Treffendes, oft Überraschendes zu berichten. Er hat eine Überfülle von Menschen und Dingen kennen gelernt und sieht auf sein Leben zurück wie auf eine schöne, weite Reise mit vielen Weggenossen. Er will für Männer und Frauen von Lernen und Lehren, wissenschaftlicher Arbeit, von Familie und Erziehung, von Naturfreude und Vaterlandsliebe erzählen und auch höchsten Fragen einige behutsame Seiten widmen. — Für uns aber entstand ein lebendiges Bild der Zeit von 1848 — Lehmanns Vater war Pfälzer Freischärler — über die Gründung des deutschen Reichs, den Weltkrieg bis zum Aufstieg Hitlers, den der greise Verfasser in einem letzten Ausblick würdigt: „Wir kritischen Alten wünschen imbrünstig, daß die Erfüllung der riesigen Erwartungen und glühenden Hoffnungen — mir erscheinen sie oft als Deutschlands letzte Hoffnungen — zu dauernder Wiedergeburt, Erstärkung und Befriedung des deutschen Volkes führen.“ — Lehmann hat die Schulen in Zürich besucht und schweizerischen Militärdienst geleistet, bevor er in die Heimat seiner Familie zurückberufen wurde. Aus seiner Doppelstellung des Deutschen und Schweizers ergeben sich reizvolle

und belehrende Schlaglichter, etwa auf den Einzug der Bourbaki-Truppen, den Tonhallekrawall, Dialektfragen, Rekrutenschule, Studententum. Das Buch bringt eine Unmenge wissenswerter Züge aus verschiedensten Bereichen.

So vielseitig Familie Lehmann war, dem nachmals berühmtesten Achtundvierziger scheint sie in Zürich nicht begegnet zu sein: **Richard Wagner**. Längst ist bekannt, daß Wagners Schweizerjahre ihm Tragik wie höchstes Glück brachten und Neime und Ausreisen mancher seiner unvergänglichsten Werke enthalten. Trotzdem blieb bis heute dieser wohl wichtigste Abschnitt seines bewegten Lebens vielen Irrtümern und sehr mangelhafter Kenntnis ausgesetzt. Auch die besten und ausführlichsten Biographien wiesen bisher bedenkliche Lücken auf, weil eine Menge ausschlaggebender Briefe und weiterer Dokumente noch der Veröffentlichung harrte. Die Berichterstattung über Wagners Aufenthalt in der Schweiz blieb in entscheidenden Fragen unvollständig oder mehrdeutig, selbst wenn sie — wie dies bei Glazemann, Max Koch, Steiner-Schweizer, Fritz Ghisi, nicht aber bei Chamberlain der Fall war — sich ehrlich bestrebt, auf die Quellen zurückzugreifen und sie wahrhaft auszulegen. So wurde nicht etwa bloß in der Schweiz, nein! auch in Bayreuth, in ganz Deutschland, ja in Europa und der Welt (soweit sie noch Sinn und Zeit für Geistesleben hat) nach einem Werk gerufen, das endlich diese wichtigste Epoche des eigentümlichsten Genies des 19. Jahrhunderts aufkläre. Seit Jahren warteten die Ein geweihten auf das Buch unseres bedeutendsten Wagnerforschers, Professors **Max Fehr** in Winterthur. Das Warten wird heute belohnt: nach Inhalt, Form und Ausstattung ist ein einzigartiges Werk entstanden, das über die lobenden Gemeinplätze von Standard und Lückenfüllen weit erhaben ist: „**Richard Wagners Schweizer Zeit**“, Band I (1849 bis 1855), 414 S., mit über 80 bisher ungedruckten Briefen, 32 Bildern, 29 Programmen. Verlag Sauerländer & Co., Aarau und Leipzig. Geb. 13.50 Fr. Fehr geht so gründlich vor, daß Wagners Leben in der Schweiz nun fast Tag für Tag verfolgt werden kann, seit jenem 28. Mai 1849, da der Flüchtling in Zürich eintraf, wo dem Schriftlosen die beiden Staatschreiber Jakob Sulzer und Franz Hagenbuch schon am 30. Mai

einen Paß nach Frankreich ausfertigten. Elf Jahre lang durfte Wagner den deutschen, dreizehn Jahre im besondern den sächsischen Boden nicht wieder betreten. Mit Recht meint Fehr, diese Verbannung sei zwar für den Menschen erträglich, für den Künstler aber martervoll gewesen. Vor der in Weimar durch Liszt veranstalteten Uraufführung seines „Lohengrin“ litt es Wagner nicht in Zürich: er ging über Horgen und Arth auf den Rigi und nach Luzern, wo er im „Schwanen“ mit der Uhr in der Hand in wehmütigen Gedanken seinem selbst noch nie gehörten Werke zu folgen suchte. Seine Sehnsucht trieb dann aber zu den denkwürdigen Musteraufführungen des Theater- und Konzertwinters 1850/51 in Zürich mit ihrem unerhörten, Begeisterung und Neid erweckenden Wirken Wagners, der den Schweizern Opern von Weber, Mozart, Boieldieu, Symphonien Beethovens, Bruchstücke aus seinen eigenen Tondramen zum ersten Mal in echtem Stil zu Gehör brachte. Ereignisse für das damalige kleine Zürich, die zu stärkster Parteinahme und zu heftigen Pressefehdern führten. Fast jeder Kanton wird irgendwie berührt; zuverlässig erfahren wir nun auch die Umstände der verunglückten Beteiligung Wagners als Dirigent des eidgenössischen Musikfestes in Sitten. Fehr bringt sehr viel Neues, berichtigt zahlreiche Irrtümer und weiß überall das außerordentliche Dasein Wagners in Zeit und Umwelt einzuordnen, sodaß uns eine wahre Geschichte des kulturellen Lebens überhaupt geschenkt wird. Fieberhaft kämpfte Wagner für seine Kultur und Kunst der Zukunft. Welcher Zukunft? Wie mag er sich die Auswirkungen seiner künstlerisch-kulturell-politischen Auffassungen geträumt haben? Vielleicht würde er heute an Gedankengänge seiner Lieblinge erinnert: an Schillers Gegenüberstellung von Ideal und Leben oder Schopenhauers Bekenntnis, das Leben sei nirgends schön als im verklärenden Spiegel der Kunst. Heute hat ein großes Reich sich manchen Hauptgedanken Wagners bewußt zu eigen gemacht. Gerade dieser Erfolg aber, der nach einer zweiten Vollendung Bayreuths aussieht, hat alle Feinde Wagners neu gegen ihn empört. Auch bei uns. Ist es nur Zufall, daß, während in Deutschland heute keine ernste, große Feier, kein würdiges Theater ohne Wagner denkbar wäre, sein liebes Zürich sich erst vier Monate nach

Beginn des Winterspielplans an die Werke zu erinnern beginnt, die unter allen hohen die begehrtesten bleiben? Wäre es nicht Pflicht des Stadttheaters, der Behörden, der Parteien, an „Volksvorstellungen“ dieser unvergleichlichen und, wenn richtig verstanden, stets höchst „aktuellen“ Tondramen zu denken? Welche Erhebung wäre möglich, wenn nur ein wenig der an künstlerisch belanglose, sehr zweifelhafte, nur auf Klatsch- und Sensationsjucht spekulierende „Novitäten“ verschwendeten Zeit auf Befassen etwa mit dem „Ring“ verwandt würde! — Stadträte der Zukunft? — Fehr ist für diesen Erguß des Berichterstatters nicht verantwortlich. Freilich drängen sich derartige Erwägungen jedem Wagnerfreund auf. Heute nimmt man sich in der „Wagnerstadt“ Zürich nicht einmal die Mühe, bei der Anzeige der „Walküre“ die von Wagner vermiedene und durchaus irreführende Bezeichnung „Oper“ auszumerzen. Sollte der „jüdische Zollgürtel“, von dem Fehr spricht, wenn er den Entrüstungssturm gegen Wagners Schrift „Das Judentum in der Musik“ erwähnt, doch noch bestehen? Jedenfalls hat ein bekannter Rezensent in einer noch bekannten Zeitung Fehr bereits ins Gebet genommen. Umso notwendiger ist es, Max Fehr dafür zu danken, daß er es wagte, trotz der außerdeutschen Gleichschaltung auf sehr üble Erscheinungen kulturbolschewistischer Art hinzuweisen. Er folgt hierin Wagner, der den ausgestreckten Zeigfinger der Faust im Sacke vorzog. Wir bedauern, daß Herr Dr. Schuh peinlich berührt wurde, glauben aber heute mehr denn je, daß das, was er „Wagner-Legende des neuen Deutschlands“ nennt, eben leider doch keine Legende ist. Was wir gegen die Methode Fehrs einzuwenden hätten, wäre höchstens ein gewisses Übersehen an und für sich wenig bedeutender Einzelheiten. Immerhin war es nur auf diesem Wege möglich, das Leben Wagners in der Schweiz lückenlos und einwandfrei klarzulegen. Und schließlich wirkt gerade die Ausführlichkeit spannend, was ja schon Th. Mann aussprach, der auch etwas vom vermeintlichen und wirklichen Haß gegen Wagner und von den Legendenbildungen weiß. Und dann ist es auch nicht gleichgültig, ob wir das Tageswirken eines Richard Wagner miterleben oder bloß die Sanatoriumstage des Herrn Castorp oder der Ma-

dame Chauchat. Der oben erwähnte Hygieniker Lehmann hatte es gut: er hat nur gegen Genussmittelgifte vorzusorgen, während Wagners Werk sich bis heute abmüht, die geistigen Genüsse zu entgiften und zu veredeln.

Besonders dankbar sind wir M. Fehr für seine Bemühung, auch die Entstehung der Tondramen in neuem Lichte zu zeigen. Sehr anregend sucht er einen Zusammenhang der Elemente im „Ring“ mit Wagners Wasserfur in Albisbrunn nachzuweisen... Wertvoll und neu ist die überzeugende Darstellung des Einflusses von Marie Wittgenstein (Tochter der Liszt befreundeten Fürstin) während der „Rheingold“-Zeit. Das „Kind“ schwebte Wagner vor bei der Schilderung der lieblichen Göttin Freia.

Eine besondere Besprechung würden die vielen erstmal veröfentlichten Briefe, namentlich an Jakob Sulzer, François Wille, Ignaz und Emilie Heim, erfordern. Glanz wie Elend kommen darin zum Worte, vor allem aber Humor. In Vorschußgesuchen spricht Wagner Sulzer mit „Lieber Vormund“ an. Auf den bedeutsamen Briefwechsel kann nach Erscheinen des II. Bandes zurückgekommen werden, der mit größter Spannung erwartet wird. Er führt zu Höhepunkten, die im Asyl, in Mariasfeld und Tribschen gipfeln.

Fehrs höchst verdienstliche Leistung hat ein vornehmes Gewand erhalten. Das Buch ist mit Bildern und andern Beigaben reich ausgestattet. Es sollte Ehrenpflicht auch für die kleinste Bücherei sein, es zu besitzen. Und keine Familie, wie immer sie zur gewaltigen Erscheinung Wagners stehe, wird diesen ergrifenden Ausschnitt aus der Kultur- und Geistesgeschichte missen können.

Zu unserer Andeutung, bestimmte Lebensbetrachtungen hätten absichtlich Zürich vernachlässigt, halte man folgende Stelle aus einem Brief von Mathilde Wesendonck an Chamberlain (13. Januar 1896): „Seit drei Wochen liegt die Prachtausgabe Ihrer Wagner-Biographie vor mir, die ich mit reiner und ungeteilter Freude begrüßen würde, wenn sich mir nicht die Frage auf die Lippen drängte: wie es denn kommt, daß der selbe wohl und gründlich unterrichtete, klarblickende Verfasser, dessen Seherblick in die verborgene Tiefe der Weltanschauung Richard Wagners dringt, ihm plötzlich versagt bei Beurteilung der Züricher Periode des Mei-

sters, so zwar, daß er, mit negativen Behauptungen darüber wegeilend, das Bartgefühl als auch das Hochgefühl der Zürcher Freunde kränkt und verletzt?...“ Der ganze Brief wie auch die ausführliche, aber weder Frau Wesendonck (die „Ich“ groß schreibt) noch uns überzeugende Antwort findet sich in einer wichtigen, ganz besonders anregenden Veröffentlichung:

„Cosima Wagner und Houston Stewart Chamberlain im Briefwechsel 1888 bis 1908“. Verlag Ph. Reclam jun., Leipzig. Über 600 S. Großformat, mit Bildern und facsim. Briefen. Gehestet RM. 9.—, Ganzleinen RM. 12.—.

Ein Werk, das mit Fug als kulturgeschichtliches Ereignis gewertet wird und als solches z. B. schon Ende Dezember sogar in französischen Zeitschriften herzlich begrüßt wurde. Es verdient wärmste Beachtung. Selten oder nie in neuer Zeit hat ein Schriftsteller stärker angeregt als Chamberlain. Das Wort „Schriftsteller“ entspricht ja keineswegs seiner Bedeutung: er ist weit mehr und keinesfalls in beschränkende Fachbezeichnungen einzuradnen. (Wir wollen den an dieser Stelle im Februar 1927 erschienenen Nachruf nicht wiederholen.) Bei Chamberlain kommt nun auch jene Seite des Weltbilds zur vollen Geltung, die beim Gelehrten Lehmann zurücktritt, die dionysische Begeisterungsfähigkeit für Dichtung, Musik, Kunst. Nun denke man sich das Zusammenwirken dieses kühnen und umfassenden Geistes mit der genialen, leidenschaftlich allem Großen dienenden Cosima Wagner! Da müssen alle Höhen und Tiefen der Weltliteratur berührt werden. Um nicht Superlative brauchen zu müssen, flüchten wir ins Kritische. Namentlich Chamberlain regt ja nicht bloß an, er reizt auch auf. Manche seiner so verbreiteten Kriegsauffäße schienen uns des Kantianers nicht würdig; wir empören uns auch da und dort gegen die Methode seines Zitierens. So wenig uns die sozusagen gleichgeschalteten Hymnen auf den vom Volk, vor allem vom nichtdeutschsprechenden, schlechterdings unmöglich zu kennenden Dichter Spitteler röhren, so sehr erbittert uns anderseits der schnöde Ausfall des ihn nicht kennenvollenden Chamberlain. Diese böse Stelle fand sich in einem früheren Briefwechsel. Diesmal hat der Herausgeber, Paul Preßsch, eine glückliche Hand gehabt und durch seine Einführung und unauffällige

Anmerkungen Dank verdient. Die großartige Veröffentlichung schulden wir den Damen Eva Chamberlain-Wagner und Winifred Wagner. Es ist unmöglich, den Reichtum des starken Bandes auch nur anzudeuten. Wenn irgendwo, so gilt hier die alte Aufforderung an den Leser: Tolle, lege! Eine kleine kritische Probe freilich können wir uns nicht versagen und dem Leser nicht ersparen. Ein Brief Chamberlains aus Zürich, vom 6. Mai 1893, spricht von einer Aufführung der „Afrikanderin“ — Theaterkunst in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Chamberlain meint u. a.: „Offenbach hat die Götter Griechenlands nicht so persifliert wie Meyerbeer hier die Erhebung der christlichen Seelen zu ihrem Gott! Es ist einfach skandalös. — Die echten Schweizer schauten drollig darein, erstaunt, verblüfft, lächelten sich verstohlen zu, applaudierten aber tüchtig zum Schlusse mit ernstem Ausdruck, als wollten sie sagen: ‚Verstanden haben wir nichts davon; jeder gebildete Mensch weiß aber, daß die Musik von Meyerbeer schön ist; und jeder Schweizer ist ein gebildeter Mensch. Außerdem ist das hier das mit unserem Gelde errichtete Zürcher Stadttheater.‘ — Das moderne Zürich ist überhaupt eine abscheuliche Stadt — namentlich wenn man von dem schönen, stolzen, würdigen Bern kommt.“ Usw. Beiläufig: drei Jahre später führte das Zürcher Theater Chamberlains „Weinbauer“ auf, ein Bühnenstück, das am Genfer See spielt. Zenem Brief folgten noch weitere Liebenswürdigkeiten, die aber niemanden stören werden. Peinlicher wirkt auf uns die ernste Überschätzung von Pfarrer Ragaz, der 1908 in der Hottinger Kreuzkirche Chamberlain und Eva Wagner traute. Es scheint, daß „der wackere Mann, der uns Brot statt Steinen gab“, eine Wandelung durchmachte: seit dem Weltkrieg hätten so deutschgesinnte Leute sicher nur noch Kiesel zu gewärtigen, mag sein in alttestamentarische Sprüche eingewickelt. Das Urteil Chamberlains

in den Fällen Spitteler (dessen „Olympischer Frühling“ wohl das Werk ist, das sich am ehesten mit dem „Ring“ vergleichen ließe, was auch R. Faesi zugesteht) und Ragaz zeigt uns, wie sehr auch der schärfste Denker subjektiven Irrtümern ausgesetzt bleibt. Doch nicht mit einem Mißton sei der allzu kurze Hinweis beschlossen. In Nr. 47, 1900, brachte die „Neue Zürcher Zeitung“ unter den Zeichen G. B. eine Betrachtung der „Grundlagen“ Chamberlains. Diese Würdigung „Ein Buch und ein Mann“ schloß mit den Sähen: „Man muß das Buch selbst lesen und sich dem Zauber der mächtigen Persönlichkeit, die aus ihm spricht, hingeben. Man folgt klapsenden Herzens und oft mit einem unsäglichen Gefühl der Befreiung auf den lichten Höhen, die einem dieser Geist weist. Mit ihm stürmt man leicht sonst unüberwindliche Hindernisse, er öffnet einem den Blick in ungeahnte Weiten, und wenn dann nachträglich doch die Zweifel kommen und das Gefühl der Sicherheit, das man unter seiner Dichtung hatte, zu schwinden beginnt, so kann das die Bewunderung nicht vermindern, die man für eine solche Persönlichkeit hegt.“ — Wir fügen bei: Und für Cosima erst recht! Der Mann aber, dem obige schöne Besprechung der „Neuen Zürcher Zeitung“ galt, ist einer der geistigen Wegbereiter des Dritten Reiches.

Der Briefwechsel Cosima-Wagner-Chamberlain schenkt Unzähligen ein reiches Lebensbuch. Immer wieder kann man es aufschlagen; nie sind seine Anregungen auszuschöpfen. Wer es sich zu eigen macht, stimmt deshalb noch nicht „für Deutschland“ — er freut sich vielmehr an jeder hohen Kultur von den alten Indern, Irianiern, Hellenen bis zu den heutigen Deutschen, Franzosen, Briten... Gleichgültig oder feindlich können nur jene bleiben, die am Status quo ihrer geistigen Unfreiheit und kulturstolzen Unbildung festhalten wollen.

Karl Alfonso Meyer.